

**CARSTEN DUTT, DIRK VON PETERSDORFF (Hg.): Günter Eichs Metamorphosen. Marbacher Symposium aus Anlass des 100. Geburtstages am 1. Februar 2007 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte Band 269). Heidelberg: Winter 2009, 179 S.**

Die Herausgeber dieses Tagungsbandes schreiben in ihrem Vorwort, die hier versammelten Beiträge seien Ausdruck einer „Neuorientierung“ (S. 7) nach der hitzigen Kontroverse um Günter Eichs Verhalten während der Nazizeit. Man widme sich „wieder stärker den literarischen Texten, dies allerdings mit einem geschärften Blick für deren historische Kontexte“ (ebd.). Die Debatte um „Eichs Fall“ hat in der Tat in allen neun Aufsätzen des Buches ihre Spuren hinterlassen, am deutlichsten bei Jürgen Joachimsthaler und Jörg Döring, die sich mit Eichs vielfältigen „Verstrickungen“ (Joachimsthaler) und mit der Rezeptionsgeschichte seines Hörspiels *Träume* befassen (Döring). Joachimsthaler insistiert in seinem umfangreichen Aufsatz auf den Kontinuitäten in Haltung und Poetologie Eichs und argumentiert, die Eich-Debatte der frühen 90er Jahre habe gerade nicht zu einer neuen Auseinandersetzung mit seinem Werk geführt, sondern „zu einer Spaltung Eichs in einen anrühlich jungen und einen geläutert ‚guten‘ späte(re)n Eich“ (S. 89). Er folgt der einigermaßen kruden These Hans Dieter Schäfers, wonach Eich nach 1945 genauso wie davor „Frieden mit den Apparaturen“ gemacht habe, „um abzukassieren“ (zitiert S. 88f.), und er geht so weit, zu behaupten, Eich habe „als mit Abstand erfolgreichster Hörspielautor der 30er bis 60er Jahre“ dem von ihm so geschmähten „Establishment“ selbst angehört, er sei im Dritten Reich wie in der Bundesrepublik der „Verstrickung“ erlegen. Joachimsthaler bringt das auf die Formel, Eich sei immer „im System gegen es“ gewesen und habe

sich im System von ihm für die jeweils an das System angepasste Form des ‚Dagegensens‘ bezahlen [...] lassen, während der NS-Zeit für die Abbildung der ‚schlechten‘ zivilisierten Welt auf die Länder des feindlichen Westens, während der Bundesrepublik für die Einpassung des eigenen ‚Dagegensens‘ in die im Kulturbetrieb zunehmend vorherrschende Sprache ‚kritischen Engagements‘ (S. 107).

Auch Jörg Döring erhebt in seiner ansonsten genauen und plausiblen Nachzeichnung der Rezep-

tionsgeschichte von Eichs Hörspiel *Träume* heftige Vorwürfe gegen den Autor, wenn er argumentiert, Eich habe die Shoah im *Ersten Traum* „ausgesprochen folgenreich thematisiert und auf eine spezifisch nicht-jüdische Weise sich zu Eigen gemacht“ (S. 161, ähnlich auch schon S. 149). Das kann man dem Nichtjuden Eich aber doch wohl nicht ernsthaft vorhalten. Die Empörung, die das Hörspiel bei seiner Erstsending im Jahre 1951 ausgelöst hat, zeigt deutlich genug, dass Eich in der unmittelbaren Nachkriegszeit von denen, die gemeint waren, ganz richtig verstanden wurde. Es mag wohl sein, dass er auf eine möglicherweise fragwürdige Art die Unterschiede zwischen den Opfern der Shoah und den anderen Kriegsoffern, den Gefallenen, den Toten des Bombenkriegs und den Vertriebenen, eingeebnet hat. Die andere Seite seiner Haltung ist aber die ebenfalls kollektivierende Mahnung in der Buchfassung der *Träume* (1953), die man auch ein halbes Jahrhundert später noch guten Gewissens unterschreiben kann: „Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!“

Problematische Deutungen finden sich auch bei Joachimsthaler, der sich die Texte gelegentlich so zurechtbiegt, dass sie ihm in den offenbar vorgefassten Interpretationsgang passen. So spricht er im Zusammenhang mit dem Gedicht *Wenn du die Klapper des Aussätzigen hörst* (S. 114) vom „lyrischen Ich“ und den

es stigmatisierenden Zeichen, die mit Pestzeichen gleichgesetzt werden und das lyrische Ich als abschreckend und ansteckend krank markieren [...]. An die Stelle der zur Debatte stehenden Verantwortlichkeit tritt als eine den Bezeichneten entstellende (Be-)Zeichnung die dämonische Grundlosigkeit einer (unverschuldeten) tödlichen Krankheit – das Zeichen wird zum Schicksal, ohne dem Bezeichneten als dessen ‚Schuld‘ zugerechnet werden zu können (S. 114).

Das alles wäre möglicherweise überzeugend, wenn es denn in diesem Gedicht überhaupt ein „lyrisches Ich“ gäbe, das sich kurzerhand mit dem Autor Eich identifizieren ließe. Es gibt aber

nur ein angesprochenes „Du“, und wenn es in dem Gedicht wirklich um „Schuld“ geht (was mir noch gar nicht ausgemacht scheint), dann ist es eine solche, die Leser und Sprecher gleichermaßen zu tragen haben.

Nicht nachvollziehbar ist Joachimsthalers Kurzaussage zu dem Nelly Sachs gewidmeten Gedicht *Wildwechsel*: Eich habe „durchaus dem Zeitgeist entsprechend [...] seine lyrischen Ichs lieber dem ‚Wir‘ der Opfer und der Gejagten zugesellt[] als den ‚Jägern““ (S. 93). Das ist nun eine beinahe infame Uminterpretation dessen, was in diesem Gedicht gesagt wird. Dort gibt jemand zu, „an den Feuern“ der „Jäger“ gesessen und deren Sprache verstanden (aber wohlgemerkt nicht gesprochen) zu haben – Schuld genug, um die Konsequenz zu ziehen: „Nein, wir wollen fremd sein [...] quer durch die Fährten gehn / und an die Läufe der Flinten rühren“. Es kann keine Rede davon sein, dass Eich sich hier zu den Opfern zählt, ganz im Gegenteil: Er gesteht seine frühere Nähe zu den „Jägern“ und stellt sich nun auf die Seite derjenigen, die eine Wiederholung des Geschehenen ausschließen, die Jäger am Jagen hindern wollen.

Von dem gelegentlich eifernden Ton der Beiträge Joachimsthalers und Dörings heben sich die übrigen Aufsätze des Bandes wohltuend ab. Das beginnt schon mit dem Eröffnungssessay der beiden Herausgeber, die der Entwicklung des Naturbildes in Eichs Werken nachgehen und zu dem Schluss kommen, dass dem späten Eich selbst der elegische oder utopische Rückgriff auf „Natur und Naturerfahrung“ (S. 17) nicht mehr möglich sei, wie es trotz aller Fragilität beim frühen Eich der 20er und 30er Jahre noch der Fall war. In den *Maulwürfen* wird der „Bruch mit der Sinnressource Natur“ (S. 20) offenkundig, wie überhaupt diese späte Prosa als einziges „Sinndementi“ aufzufassen sei (S. 21). Zu Recht also beklagt Gerhard Sauder in seiner eingehenden Analyse die weitgehende Vergessenheit der *Maulwürfe*, für deren sträfliche Nichtachtung in den allermeisten Literaturgeschichten des 20. Jahrhunderts er eine Reihe betrüblicher Beispiele aufführt. Sauder versteht die *Maulwürfe* als „Prosagedichte“ (so schon im Titel seines Aufsatzes), ein Gattungsbegriff, mit dem ich mich gerade im Bezug auf diese Texte nicht so recht anfreunden kann; freilich dürfte es schwerfallen, einen besseren dafür zu finden,

wenn man sie nicht völlig unpräzise einfach als „Prosa“ bezeichnen will. Vielleicht ist Eich ja doch das Kunststück gelungen, eine neue Gattung zu etablieren, die man fürderhin einfach „Maulwürfe“ nennen sollte. Gedichte sind es jedenfalls ebensowenig wie Erzählungen, Essays oder Aphorismen. Maulwürfe, warum nicht.

Vier der neun Beiträge beschäftigen sich ausschließlich mit Eichs Lyrik. Etwas enttäuschend ist Helmuth Kiesels schmaler Aufsatz „Zur Berühmtheit von Eichs Inventur“, aus dem man nicht viel Neues erfährt, außer vielleicht der Behauptung, wir hätten bei der Lektüre des Gedichts den sprechenden Mann „komplett vor uns“ (S. 29) – aber diese Behauptung ist falsch, denn über das äußere Erscheinungsbild des Sprechers erfährt man ja rein gar nichts. Auch, dass „wir“ uns nicht „gehalten fühlen“, zu fragen, was er in seinem „Brotbeutel“ verbirgt, ist unzutreffend (S. 29); ich zum Beispiel wüsste es schon gerne und habe auch einen Verdacht, den ich aber wie Eichs Kriegsgefangener auch „niemand ver-rate“.

Bernhard Fischer liest Eichs Gedichte vor dem Hintergrund der Ästhetik Adornos, wobei allerdings die genaue Analyse der Texte etwas zu kurz kommt; die Gedichte werden eher zur Illustration der eigenen Thesen herangezogen als zünftig interpretiert. Bedenkenswert ist die Parallelisierung von Eichs Poetologie der Verweigerung mit Äußerungen Arnold Gehlens in dessen Aufsatz *Post-Histoire* von 1960, mit denen Fischer seine Ausführungen schließt.

Hub Nijssen befasst sich mit Eichs Übersetzungen chinesischer Lyrik, die er mit Nachdichtungen von Hans Bethge und Klabund vergleicht; er kommt zu dem Schluss, dass Eichs Übertragungen den Originalen am nächsten sind. Das ist kein überraschender Befund, wenn man bedenkt, dass Günter Eich (anders übrigens als Hub Nijssen selbst) studierter Sinologe ist.

Die französische Germanistin Sandie Attia hat die philologisch avancierteste Studie zu dem Sammelband beigesteuert. Sie untersucht die Textgenese des Gedichts *Gespräche mit Clemens*, dessen zahlreiche Entwurfsstufen in Eichs Nachlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach erhalten geblieben sind, wobei sie es nicht bei der bloßen Beschreibung und Zitierung der Handschriften belässt, sondern – den Verfahrensweisen der

französischen *critique génétique* folgend – die Analyse des Entstehungsprozesses auch interpretatorisch fruchtbar macht. Sie deutet das Gedicht als poetologische Selbstaussage Eichs und beobachtet darin eine Tendenz der zunehmenden Verschlüsselung: „Jede neue Veränderung macht das Gedicht hermetischer, in sich geschlossener, mit einer zunehmenden Selbstreferenzialität der Schrift“ (S. 44). Während in den verschiedenen Entwurfsphasen von der Verschlossenheit und Unlesbarkeit der Zeichen noch geredet wird, stellt der ‚fertige‘ Text genau diese Hermetik aus und „das Verschlüssensein“ wird „performativ für den gesamten Text wirksam“ (S. 44). Überzeugend arbeitet Attia Eichs „Technik der Paronyme“ (S. 46) heraus, des poetischen Spiels mit ähnlich klingenden Wörtern, so dass im Schreibprozess mühelos das Wort „Freunde“ durch „Freude“ ersetzt werden kann, „wachsen“ durch „wachen“ und dieses durch „wechseln“. Eine paronymische Pointe hat sie dabei übersehen, womit sie dem Rezensenten eine Freude macht, kann er nun doch zeigen, dass er aus ihrem Aufsatz etwas gelernt hat: In einer Vorstufe zur dritten Strophe des Gedichts kommen die „unlösbaren ersten Wörter“ des Schullesebuchs vor (S. 43) – dem Erstklässler sind diese Wörter gleichermaßen un/lösbar wie un/lesbar, aber allein das Attribut „unlösbar“ erlaubt die assoziative Verbindung mit Wasser und Wasserfarben, die dann in der publizierten Fassung des Gedichts zur Chiffre für den poetologischen Prozess werden (vgl. S. 45).

Der Band wird beschlossen mit einer erweiterten Fassung der Festrede, die Roland Berbig anlässlich des 100. Geburtstages von Günter Eich in dessen Heimatort Lebus gehalten hat. „Denn wie er ganz zuletzt war, so war er eigentlich“ – diesen Satz, den Theodor Fontane über seinen Vater gesagt hat, zitiert Berbig in der Überschrift seiner „Gedanken für Günter Eich“. Die Formulierung des Titels kündigt schon an, dass hier – anders als in den Aufsätzen von Joachimsthaler und Döring – Günter Eich vor wohlfeilen Angriffen der Nachgeborenen in Schutz genommen wird, die „Eich postum auf die Anklagebank zwingen und nach Schuldbekennnissen fahnden“ (S. 169). Berbig insistiert auf der „Geltung“ (ebd.) des literarischen Werks dieses Autors, das er nicht durch des Argwohns Brille beschaut wie jene

Gestalt bei Wilhelm Busch, die folglich „Raupe selbst im Sauerkraut“ findet. Berbig interpretiert *Wildwechsel* denn auch grundsätzlich anders – und überzeugender – als Joachimsthaler, nämlich als Ausdruck der „Wahrhaftigkeit“ des Autors (S. 176). Allein der Umstand, dass Eich dieses Gedicht für eine Hommage an Nelly Sachs zu ihrem 70. Geburtstag geschrieben hat, schließt jede andere Deutung aus. Zu Recht betont Berbig auch die Selbstzweifel, die oft formulierte Skepsis Eichs gegenüber seinem eigenen Werk, und er nimmt die „Gegnerschaft“ (S. 172) Eichs, die er (nicht nur) in der Büchnerpreisrede von 1959 proklamiert hat, so ernst, wie sie genommen zu werden verdient. Hier wie bei Sandie Attia zeigt sich im übrigen erneut, dass der Gang zu den Quellen, also den Marbacher Nachlassmaterialien, davor bewahren kann, die mittlerweile zum Klischee geronnenen Abqualifizierungen dieses Autors zu perpetuieren. Was Berbig aus den ungedruckten Briefen Eichs etwa an Hermann Kasack und Rainer Brambach zitiert, lässt aufhorchen – und wünschen, dass der Plan einer Publikation der Briefe Günter Eichs doch nicht ein für allemal aufgegeben sein möge.

Auch wenn manche Teile dieses Sammelbandes zum Widerspruch reizen, so zeigt sich darin doch auch, dass Eichs Werk keinesfalls ‚erledigt‘ ist. Dichtung, über die man streiten kann, bleibt lebendig. Aber die Debatte sollte philologisch fundiert sein, gerade bei einem Autor, der eine Poetik des Verschweigens entworfen hat und dem man gerade darum, wie in Sandie Attias Beitrag exemplarisch vorgeführt wurde, bis in die Entwurfs handschriften nachspüren muss, um seine Texte verstehen zu können. Wer das Werk nur selektiv zur Kenntnis nimmt, wer sich nicht die Mühe der Konsultation des poetischen wie des brieflichen Nachlasses macht, sollte jedenfalls über einen toten Autor nicht leichtfertig den Stab brechen.

München, Walter Hettche